

Katzenmahlzeit

„Den Ballast der Vergangenheit in Proviant verwandeln“

In der Vorrede zur Ausgabe Ihrer gesammelten Gedichte schreiben Sie: „Ein Gedicht ist wie eine Partitur. Musik macht daraus erst der Musikant. Lesen ist Musik spielen und hören zur selben Zeit ... Einmal gedruckt gehören Gedichte nicht mehr dem, der sie schrieb, sie gehören denen, die sie lesen, die sie brauchen.“ Wozu brauchen wir in unserer scheinbar so aufgeklärten, durch Technik und Naturwissenschaften geprägten Zeit Gedichte? Sollten wir es nicht eher mit Hans Magnus Enzensberger halten, der einmal schrieb: „Lies keine Oden, mein Sohn, lies die Fahrpläne, sie sind genauer“?

Und wie hat Kollege Dichter seinen Rat zu Papier gebracht? Als die ersten beiden Zeilen eines Gedichts!

Die berühmte Dialektik von Form und Inhalt. Zu meinem Zitat: Ich sage nicht, um Sie zu zitieren, dass „wir“ Gedichte brauchen. Wer sollte dieses „wir“ sein? Aber es wird immer Menschen geben, die auf Gedichte nicht verzichten wollen. So wie ich. Und ich kann nur versuchen, für mich zu sprechen, warum das so ist. Vor allem, weil ein Gedicht das genaue Gegenteil ist von einem Fahrplan.

Ein Gedicht ist keine Vor-Schrift. Ein Gedicht ist An-Schrift, An-Rede, An-Stoß – zunächst an und für mich selbst. Doch im Gedicht mache ich mein empirisches Ich universell. So wird das Gedicht Anstoß zum Gespräch.

Nur wenn ich, Gedichte lesend, den gleichen Eifer, die gleiche Energie aufbringe wie als Verfasserin des Gedichts, kann ich dieses Gedicht zu dem meinen machen.

Gedichte fordern den Leser mehr als andere Literaturgattungen heraus. Ein jedes Gedicht schreibt der Leser in seinem Kopf zu Ende. Zugespitzt formuliert: Ein Gedicht plus hundert Leser gleich hundert Gedichte. Gedichte sind Anstoß zu spielerischer Erfahrung von Freiheit. Dazu das folgende Beispiel:

Katzenmahlzeit

*Alles ist in Roma essbar
Artischocken schwarzes Schaf
Ciceroni Chips Cypressen
Rosmarin Maroni*

*Alles ist in Rom vergessbar
Esbahn Uhahn Alster Spree
Villen Pillen Brillenträger
Papa Papperlap*

*Alles ist vergessbar essbar
Colosseum Marzipan
Minestrone Mama Mia
Dolce Duce Du
(1984)*

Zu diesem Gedicht erhielt ich einige Leserbriefe. Einer, liebevoll mit Blümchen verziert, von einem kleinen Mädchen: „Meine Tante hat mir Ihr Gedicht abends am Bett vorgelesen. Ich habe nichts verstanden. Aber es hat mir gefallen. Ich habe es auswendig gelernt und nun nehmen wir es auf dem Schulhof als Abzählreim.“ Eine zweite Zuschrift kam von einem Oberstudienrat: Wie ich mich erdreisten könne, mit diesem Gedicht den italienischen Faschismus zu verherrlichen. Es dauerte, bis mir dämmerte: Der Herr Lehrer hatte die letzte Zeile mit „Süßer Führer du“ übersetzt und wohl an Mussolini gedacht! (Während mir ein Tiramisu und eine abgeräumte Liebe vorschwebte.) Und schließlich die Stimme eines Psychotherapeuten. Er hatte herausgefunden, dass mein Name „Uhahn“ in der Mitte aller Wörter steht, für ihn ein untrüglicher Beweis, dass sich in der Dichtung wie im Leben immer alles um das Ego des Autors dreht.

Was will uns der Dichter damit sagen? Diese aus Schulzeiten nur allzu gut bekannte Frage gehört verboten! Geboten sei zuallererst die Frage: Was sagt das Gedicht mir? Später kann, muss aber nicht, ergänzt werden: Was sagt das Gedicht mir? Sie können sich vorstellen, dass ich mich mit dieser Auffassung eines aktiven Lesers bei Lehrern nicht unbedingt beliebt mache.

Was können Gedichte und Literatur über die Wirklichkeit aussagen, das sich nicht mittels der Naturwissenschaften oder der Philosophie zum Ausdruck bringen lässt? Sind Gedichte eine eigene Form der Welterkenntnis?

Dazu möchte ich etwas weiter ausholen: Die Gleichgültigkeit, mit der unser philosophierendes und naturwissenschaftlich orientiertes Zeitalter auf die Spiele der Musen herabzusehen anfängt, scheint keine Gattung der Poesie empfindlicher zu treffen als die *lyrische*. Die jährlichen Almanache sind nur ein schwacher Damm gegen den Verfall der lyrischen Dichtkunst. Doch auch in unseren unpoetischen Tagen ließe sich für die Dichtkunst, also auch die lyrische, eine sehr würdige Bestimmung entdecken. Bei der Vereinzelung und getrennten Wirksamkeit unserer Geisteskräfte, dem er-



Ulla Hahn, aufgewachsen im Rheinland, Bürolehre, Abitur, Studium der Germanistik, Soziologie und Geschichte in Köln und Hamburg. Promotion. 1975–1979 Lehraufträge an den Universitäten Bremen, Oldenburg und Hamburg; anschließend bis 1989 Redakteurin bei Radio Bremen. Seither freie Schriftstellerin.

Unter anderem erhielt sie folgende Auszeichnungen: Leonce-und-Lena-Preis (1981), Friedrich-Hölderlin-Preis der Stadt Bad Homburg (1985), Deutscher Bücherpreis (2002); Dr. h. c. der Universität Heidelberg (2011).

Veröffentlichungen (Auswahl):

Gedichtbände

Herz über Kopf (1981); Spielende (1983); Freudenfeuer (1985); Unerhörte Nähe (1987); Epikurs Garten (1995); Galileo und zwei Frauen (1997); So offen die Welt (2004); Wiederworte (2011); Gesammelte Gedichte (2013)

Prosa

Ein Mann im Haus (1991); Das verborgene Wort (2001); Unscharfe Bilder (2003); Liebesarten (2006); Dichter in der Welt. Mein Schreiben und Lesen (2006); Aufbruch (2009); Spiel der Zeit (2014)

weiteren Kreis des Wissens und der Aussonderung der Berufsgeschäfte – sprich: Spezialisierung und Entfremdung – ist es die Dichtkunst beinahe allein, welche die getrennten Kräfte der Seele wieder in Vereinigung bringt, welche Kopf und Herz, Scharfsinn und Witz, Vernunft und Einbildungskraft in harmonischem Bunde beschäftigt, welche gleichsam den *ganzen Menschen* wiederherstellt.

Ihr erster Lyrikband trägt den Titel *Herz über Kopf*. Ist die so oft beschworene Macht der Gefühle dem analytischen Denken übergeordnet oder sind Gefühle Fluchten der Seele aus der Faktizität einer unerbittlichen Wirklichkeit?

Fluchten? Ganz im Gegenteil. Es gilt, sich der Wirklichkeit zu stellen, sich in Bereiche vorzutasten, die weit über das, was wir als messbar erfahrene Wirklich-

keit wahrnehmen, hinausgeht. Das ist alles andere als eine Flucht. Eher sind Gedichte Expeditionen in unerforschtes und oft auch unwegsames Gelände. Was nichts anderes heißt als die *e i n e* Form zu finden. Die angemessene Form. Das Maß. Ich zitiere als Metapher fürs Gedichteschreiben gern Meister Eckhart: *Ganc ane wec den smalen stec und ergänze dann: Der Weg entsteht im Gehen. Und führt mitunter auch an W(Orte), die unbequemer, ja beängstigender sind, als mir lieb ist. Schreiben ist ein Abenteuer. Unverzichtbar für mich ist der Impuls, mich selbst immer wieder überraschen zu wollen. Wahrscheinlich liegt hier auch ein Grund, weshalb sich Menschen scheuen, dem Dichter auf seinen oft unwegsamen Pfaden durch den Buchstabenschungel zu folgen. Der Leser muss dem Autor vertrauen. Ihm zutrauen, dass der ihm etwas zu sagen hat über sich und die Welt, das er so sonst nicht erfahren kann.*

Abbildung:
Ulla Hahn
Foto: © Julia Braun
Mit freundlicher
Genehmigung der
Deutschen
Verlags-Anstalt